

BRIEF AN EINEN AUS DER PROVINZ

LIEBER FREUND,

nach längerer Funkstille berichte ich Dir von einem informellen Treffen im kleinen Kreise. Ein diskursiver Abend, der bei mir einigen Eindruck hinterlassen hat. Es dürfte Dich interessieren, dass man sich unlängst in K. traf; genauer, in dem Salon, den unsere Freundin N. gelegentlich ausrichtet. Wie Du ja weißt, bringt sie ab und an Menschen aus Theorie und Praxis der Gestaltung zusammen.

Mich Provinztheoretiker hat sie erstmalig auch zu ihrem galanten Beisammensein eingeladen. Ich hatte gehört, dass über ernste Dinge des Lebens in einem heiteren Ton gesprochen werde. Es werde getrunken und gescherzt, mitunter setze sich jemand ans Klavier und improvisiere etwas. Unter den Gästen befänden sich mal Schauspieler, mal Designer, aber immer auch Philosophen und andere Intelligenzarbeiter.

Noch im Treppenhaus hatte ich überlegt, zu welchem Themengebiet ich dilettieren solle. Und da fünf Etagen bis zu ihrer Dachwohnung zu erklimmen waren, hatte ich genügend Zeit, mir dies und das durch den Sinn gehen zu lassen. Ich wusste bloß, es sollte über die Frage gesprochen werden, wie sich innere und äußere Realität zusammensetzen. Du musst wissen, N. ist Philosophin und liebt daher die eher abgründigen Themen. Mich hatte sie einbestellt, um etwas zu inneren Realitäten zum Besten zu geben.

Als ich eintraf, waren die meisten schon in dem dezent illuminierten Dachappartement versammelt und sogleich fiel mir ein gutaussehender

Mann auf, der sich als der erste Redner des Abends herausstellte – eine Schweizer Spitzenkraft in der Gestaltung von raffinierten digitalen Oberflächen. Nach einigem angeregten Plausch war er es, der als erster das Wort ergriff.

Was soll ich sagen, mein Freund, laut fing er an und in tagheller Ekstase sollte er endigen. Er beschwor erst seine eigene, unbändig strömende Schaffenskraft, die sich in immer neuen Projekten entlade. Er erzählte mit ungeheurem Furor davon, wie disruptive Innovationen unsere Realität verändern. Ich muss gestehen, es irritierte mich, dass er sich, obschon er klar und verständlich sprach, beständig von seinem Publikum abwandte, um auf seine Folienpräsentation hinzuweisen. Du musst Dir vorstellen, er stand da mit seiner Fernbedienung wie ein Cowboy des Wilden Digitalen Westens, der wie trunken von Marketinggetöse soeben die neuesten Löcher in die kommunikativen Verhältnisse geschossen hat. Die »neue Realität« sei, offenbarte er abschließend geheimnisumwittert, »das Internet«. Denn da kämen »alle Leute zusammen und vernetzen sich«.

Danach Schweigen. Eine hörbare Stille. Alle guckten mehr oder minder betreten auf ihre Hände, einige die Finger im Schoß gefaltet, andere zur Faust geballt; wiederum andere die eine Hand wie auf einer Maus ruhend und damit den Oberschenkel massierend. »Was ist – wie war ich?«, fragte der Botschafter der digitalen Welten in die Runde. »Je nun –«, wollte die ältere, in edlen Rottönen gewandete Dame, die neben mir auf einer Bank saß, wissen, »was soll das bitte schön heißen, *alle treffen sich im Internet?* Könnten Sie mir das bitte erläutern? Ich verstehe Sie nicht.«

Der Designer schaute sich konsterniert um, hinter ihm das letzte Bild seiner Präsentation, das ihn mit Sascha L. auf der Gamescom zeigte. Er deutete mit dem verlängerten Finger des Laserpointers auf Sascha: »Der Mann da«, hauchte der Designer zwischen den Zähnen hindurch, »der kann ihnen das besser erklären.« Die Dame neben mir klippte mit ihrer

Handtasche, schwang sich von der Holzbank auf, lief sehr gemessenen Schrittes auf den Designer zu, tippte ihn auf die Stirn und meinte kokett: »Und Sie etwa nicht?«

Hier stand ich ebenfalls auf, ließ die Arme lose schwingen und holte mir ein Getränk. Ich war gespannt, ob der Designer sich noch heute Abend zur Wehr setzen oder in die Schmollecke verziehen würde; es kam anders. Der Designer hantierte an seinem MacBook herum. Er habe noch eine Präsentation über kontextsensitive Werbung parat. Die sei besser.

Nun richtete sich eine ehemalige Journalistin auf, die als Schriftstellerin schon einigen Erfolg mit einem schlanken Bändchen namens »Stille halten« verbuchen konnte. Darin umschrieb sie die inneren Quellen der Regeneration, die aus der absoluten Ruhe stammen. Den weisen Eindruck, den sie bei mir hinterlassen sollte, unterstrichen sie vorab durch ein leichtes jasminfarbenedes Gewand, das die Gestalt ihres Leibes zart umspielte. Sie sprach vom Traum des Lebens. Wie die Kraft der Stille für den Menschen nutzbringend und verfeinernd zu aktivieren sei: »Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf« – war das klammheimliche Motto ihres Erfahrungsberichts. Sie schilderte ihre eigenen Lebenskrisen und wie sie es durch beharrliche Versuche vermocht hatte, zu ihrem »besseren Selbst« zu finden. Abschließend meinte sie, dass sie keinen Arzt und keine therapeutische Unterstützung mehr benötige. Sie habe zu ihrer »inneren Autorität« zurück gefunden, wie sie es nannte, der Rastlosigkeit entsagt und die lebendige Schönheit ihrer Existenz tief zu empfinden gelernt. Nun sei in ihr eine durchdringende Wärme, die sie vor der zynischen Kälte, die sie im Büroleben erfahren habe, zu schützen wisse.

Was soll ich sagen, die Reaktion war Unruhe unter den Zuhörern. Im Gespräch mit meiner Banknachbarin, der älteren Dame, stellte sich heraus, dass es sich um die Mutter der Schriftstellerin handelte. Sie habe

ihre Tochter seit Jahren weder gesprochen noch gesehen und sei jetzt sehr froh, dass sie glücklich geworden und vor allem der erniedrigenden Büroarbeit entronnen sei. Ich, der ja selbst der Büroarbeit nachgeht, wollte wissen, worin denn die Erniedrigung bestehe, von der sie spreche. »Das Geschnatter der Anderen kann arg sein, was aber schlimmer wiegt, ist die schlechte Bekleidung«, meinte sie. Ich war verblüfft, und schaute an mir, an meinem hellblauen Hemd und meiner Jeanshose herab.

Meine Freundin N. bedeutete mir, dass ich an der Reihe sei, meine Gedanken zur inneren Realität zum Besten zu geben. Ich weiß nicht mehr warum, aber draußen, im Treppenhaus, hatte ich noch erwogen, über den üblen Zustand der Designtheorie in Deutschland zu sprechen. Ich wollte davon berichten, dass hierzulande Lehrstühle an Hochschulen ersatzlos gestrichen werden und dass darunter die Ausbildung der künftigen Studierenden zu leiden habe, da diese immer seltener mit der Geschichte und dem darin begründeten Sinn ihrer Disziplin in geistige Berührung kämen. Und dies sei ein beklagenswerter Zustand, der sowohl in der Presse als auch im Internet diskutiert werden müsse, da das Design ja maßgeblich zur Ausprägung unserer zeitgenössischen Lebensform hinzugehöre, und wenn die Ausbildung der jungen Designer immer eindimensionaler werde letztlich auch die Designgesellschaft darunter leiden müsse, dass immer mehr Unfug produziert werde. – Dies alles kam mir nun fehl am Platze vor.

Unter dem Eindruck meiner Vorrednerin stehend, war ich unsicher geworden, und auch der Hinweis der älteren Dame hatte mich in eine gewisse Unpässlichkeit versetzt. Ich stand auf, trat vor das Publikum, nestelte aus der Jeans einen Zettel hervor, der mit »Kreative Arbeit« überschrieben war und verlas ein Zitat: »Wirtschaft ist die neue Politik. Effizienz die neue Ideologie. Globalisierung ist die neue Geschichte. Innovation ist der neue Fortschritt. Und Arbeit ist die neue Identität.« Ich blickte meine Gegenüber an und ließ Worte wirken, die nicht die

meinen waren. Der Designer, die Hände vor der Brust verschränkt, nickte mir zu und murmelte: »Mercedes Bunz«. Ich nickte ihm bestätigend zu und referierte frei über die Arbeit der Kreativen, zu der es kein Außerhalb mehr gebe. Da alle in der Arbeit eingesperrt seien, sei die Arbeit der Weltinnenraum per se, in der sich Ich-AGs tummeln, um Aufmerksamkeitsgewinne zu verbuchen. Die Realität setze sich aber nicht nur aus Designerjeans und Folienpräsentationen zusammen, sondern sei auch das, wovon die Vorrednerin gesprochen habe – nämlich eine Frage der Autosuggestion. Wenn es jemandem gelänge, ein besseres Bild seiner selbst zu imaginieren und daraus einen festen Glauben an sich zu entwickeln, sei das ebenso Teil der Realität wie die Jeans. »Was hat dies mit Arbeit zu tun?«, wollte der Designer in der ersten Reihe wissen. Es sei immer eine Form der Anstrengung, es mit sich selbst zu tun zu haben, antwortete ich; war aber mit meiner Antwort nicht zufrieden, denn das Zitat »Arbeit ist die neue Identität« klingelte mir noch in den Ohren. »Lassen sie es mich so sagen: Wir alle stellen hier etwas vor. Wir treffen uns in unserer Freizeit, um einen Diskurs zu führen. Andere treffen sich zum Stammtisch, wir hier in loserer Konstellation und ohne dabei jenes Medium zu benutzen, das prekäre Beschäftigung zu stabilisieren verhilft. Aber auch wir haben eine digitale Agenda. Denn wir empfinden Existenzangst, wenn wir nicht ständig am Datenstrom teilhaben. Es ist eine kulturelle Notwendigkeit geworden, am Internet zu hängen. Meine Vorrednerin hat berichtet, dass sie, um des Überlebens willen, ständig im Internet recherchierte, dass sie der Eindruck beschlichen habe, dass das Morgen schon gestern gewesen sei. Und dass sie dieser Betriebsmodus ausgezehrt habe und das Dasein ihr hohl vorgekommen sei. Ihr soziales Ich und ihr kaum noch empfundenes Selbst haben einen Kampf um Arbeit ausgetragen.« – »Ich möchte keine Cassandra spielen, aber es ist für uns alle bald soweit, dass wir um der Arbeit willen unser wahres Selbst zum Schweigen bringen müssen:

Warum rennen die Leute ab einem gewissen Alter den Yoga-Studios die Bude ein, warum sehnen sie sich nach Wellness und Wohlfühl wie spät geborene Epikuräer? Weil sie eine innere Realität konsequent verleugnen müssen. Die frohe Nachricht ist, dass dies für die Meisten nur eine Weile schmerzhaft ist; die Gewöhnung bringt es mit sich, dass wir unsere innere Wirklichkeit ausblenden und an unseren Traum erst dann wieder denken, wenn es richtig schlimm um uns steht. Dann aber fehlt meistens die Spannkraft, und man ist misstrauisch gegenüber sich selbst geworden. Es mangelt uns an Selbstvertrauen, weil man ja solange schon simuliert hat und die Simulation von dem Realen in uns nicht mehr zu unterscheiden ist; also lässt man es besser sein ...«.

Damit, mein lieber Freund, war ich an den Punkt gelangt, an dem ich innehielt und bemerkte, dass die Stille im Raum nicht mehr auszuhalten war. Hatte ich jemanden beleidigt? Ich fühlte mich schlecht. Hatte ich mich vergaloppiert? Ich versuchte in den Gesichtern zu lesen und war überrascht, dass ich keine Antipathie wahrnahm. Dennoch war mir seltsam übel: »Oh, du Kitschtrottel«, hörte ich mich, hatte aber nichts weiter gesagt. »Wohlan, junger Freund, das kann man sagen!«, ermunterte mich der offenbar reichlich amüsierte Designer. Ich seufzte und sprach: »Ich kann nichts dafür, aber ich habe Philosophie studiert. Wo sie sich nicht bemüht, als Wissenschaft von methodisch gesicherten Tatsachen zu gelten, ist sie eine *meditatio de profundis*, also ein Vordringen in die stillen Abgründe. Ich schätze das Design über die Maßen, die Gestaltungslehre erscheint mir als eine fröhliche Wissenschaft! Ein Optimismus ist darin, den ich ebenfalls teile, ein Optimismus der Lösungen, des Immer-Besser-Werdens und der handfesten und praktischen Bewältigung von Problemen des Miteinanderlebens. Aber etwas fehlt. Es ist nicht der Sinn für Ästhetik. Ich liebe gelungene Gestaltungen aller Art, sie verschaffen mir ungemaine Freude. Etwas fehlt. Und es war

schon einmal da: Es hat mit Geschichte zu tun. Ja, es fehlt mir der geschichtliche Zusammenhang.«

Das ist es, was ich Dir zu berichten habe. Vielleicht ist es ein Sendschreiben über die mal günstigen, mal ungünstigen Einflüsse, die uns die Geselligkeit verspricht, aber sicher ist es ein ausschließlich an Dich gerichtetes Wort, das Du nicht nur im Kopf behalten magst.

ES GRÜSST DICH AUS DER FERNE,
DEIN CAB